

von der Volkskunde erkannte Grenzen auf alte Stammesgrenzen zurückzuführen beabsichtigen. Aber sie ist viel mehr als dies. Sie stellt weithin die Prinzipien der Forschungsarbeit des Sprachforschers, des Historikers und des Volkskundlers heraus und ist so berufen, allen diesen Disziplinen neue Anregungen zu geben und sie zu vertiefen. Es ist eine Lust, zu sehen, mit welchem Feuereifer, welcher Sachkenntnis und Kritik Steinbach den Problemen zu Leibe geht, sei es nun, dass er von den Mundarten, den Ortsnamen, den Bauernhausformen, der Weilerfrage oder der deutsch-französischen Sprachgrenze redet. Da fallen rechts und links die Hiebe einer stets fruchtbaren, stets sachlichen Kritik, die selbst dann noch begeistert, wenn man selbst der Leidtragende ist oder doch sein soll.

Es ist nicht meine Absicht, hier zu Einzelheiten der Arbeit kritisch Stellung zu nehmen. Soweit sie das Ortsnamenproblem angehen, werde ich dazu demnächst an anderer Stelle Gelegenheit haben¹. Ich möchte hier nur auf die Arbeit als Gesamtleistung hinweisen, die wiederum zeigt, wie fruchtbar es ist, wenn die Fachwissenschaften gelegentlich über ihre Bannzäune hinwegschauen und sich darum bekümmern, was die übrigen mit den gleichen Problemen ringenden Disziplinen dazu zu sagen haben. Allerdings hat Steinbach diese Arbeit unter beneidenswerten Bedingungen schreiben können: als Assistent am Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn, wo ihm — bei aller Selbständigkeit des Urteils, die er sich wahrte — Beispiel und Anregung des Germanisten Theod. Frings und des Historikers Herm. Aubin stets zur Seite standen und wo alle Probleme, die sein Buch behandelt, in der Luft lagen und stets wieder von neuem geknetet wurden. So stellt sich Steinbachs Buch als wertvolle Ergänzung neben die aus jener überaus glücklichen, nun leider unterbrochenen Arbeitsgemeinschaft hervorgegangenen Schriften, die Frings und Aubin allein oder in Gemeinschaft mit andern veröffentlicht oder die sie angeregt und die alle dazu beigetragen haben, die Behandlung sprachlicher, volkskundlicher und historischer Probleme in neue Bahnen zu lenken und manchen methodischen Gedanken weiter und zu Ende zu denken.

Wiesbaden.

Adolf Bach.

Max Koch, Die Flurnamen der Gemarkung Thayngen im Kanton Schaffhausen. Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und zur Dialektgeographie (= Sprache und Dichtung, hrsg. von Harry Mayne und S. Singer, Heft 35). Bern, Paul Haupt. 1926. 203 S., 1 Karte.

Im Ostteil des schweizerischen Kantons Schaffhausen, auf drei Seiten vom badischen Hegau umgeben, liegt als Hauptort des Bezirks Reiat das Städtchen Thayngen, 8 km westlich vom Hohentwiel, vom Oberrhein durch eine Kette waldiger Berge getrennt, die sich bis zu 540 m erheben, die Gemarkung durchflossen vom Bach Biber (875 *Piberaha*), der nach Südosten zum Rhein geht und ihn unterhalb des Städtchens Stein erreicht. Die schaffhausische Enklave Stein, 15 km von Thayngen, hat Hanns Bächtold 1916 in einer ausgezeichneten Flurnamenarbeit dargestellt (Lit.-Blatt 1917, 373 ff.), die alten Namen der Gemarkung Waldshut (40 km rheinabwärts) bilden den

¹ Das ist inzwischen geschehen in meiner Schrift: *Die Siedlungsnamen des Taunusgebiets*. Bonn 1927. S. 182 ff.

Gegenstand meines Buchs von 1923. Immer aufs neue hat sich dabei dieses Südufer des Reiches, jedem Forscher unvergesslich, der einmal dort gewirkt hat, als schier unerschöpflich erwiesen. Auch in Kochs Arbeit offenbart der Boden einen Reichtum, der bisher nur wenig Fachgenossen bekannt zu sein scheint. Vom Paläolithikum bis zur Römerzeit ist jedes Zeitalter vorgermanischer Siedlung auf Thayngener Flur vertreten; im dritten nachchristlichen Jahrhundert folgt mit dem ersten Vorstoss der Alemannen die erste germanische Siedlung mit der für diese frühe Zeit kennzeichnenden Talrandlage und Meidung jedes Ueberschwemmungsgebiets. 983 begegnet der schwierige Name *Togingen* (heute noch dreisilbig *Täiγγə* und nur in der badischen Nachbarschaft zweisilbig *Taiγγə*) zum erstenmal in einer Urkunde, 1067 folgt als erster Flurname *Rinhardt*, der mit dem Forst *Rihirt* bis heute besteht. Die Geschichte des Orts wirkt sich dann wesentlich aus in der Verdrängung der Schwaben durch die Alemannen, des Adels durch die Bürger, der Katholiken durch die Protestanten. Der Uebertritt zur Reformation 1524 zieht den zur Eidgenossenschaft nach sich, heute sind die 1800 Einwohner geschlossen protestantisch. Der Dreissigjährige Krieg verschont die Stadt (auch in dieser Landschaft ein seltenes Glück), um 1680 vollzieht sich der Uebergang zur Dreifelderwirtschaft, 1723 kauft Schaffhausen die bis dahin österreichische Hoheit, damit hört auch das Patronatsrecht über die Thaynger Kirche auf, das seit 1243 dem Konstanzer Domkapitel zustand. Diese Geschichte lässt sich heute von der Gemarkung ablesen. Koch tut es mit gesundem geschichtlichen Sinn und guter sprachlicher Schulung, in Aeusserlichkeiten hie und da noch ein wenig anfängerhaft, aber weitblickend und derart besonnen, dass auf seinen Ergebnissen künftige Namenforschung getrost wird weiterbauen können. Zu ihr sei hiermit nachdrücklich aufgerufen.

Giessen.

Alfred Götze

Ernst Beck, Lautlehre der oberen Markgräfler Mundart. Mit einer Karte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1926. XIX, 282 S. 8°.

Walter Henzen, die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk. Frauenfeld, Huber 1927. 275 S. 8°. [Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik. XVI].

Zwei ganz vortreffliche, dem alemannischen Gebiet gewidmete Arbeiten sind es, über die ich hier zu berichten habe, ebenso ausgezeichnet durch ihre allgemeinen Erörterungen und Feststellungen, wie durch die ins einzelne gehende sorgfältige Beobachtung. Bei Beck hebe ich die einleitenden grundsätzlichen Darlegungen hervor, anderseits die umfassende Behandlung des Lautstandes der Fremdwörter. Einen Unterschied des älteren und jüngeren Geschlechts, der einen Lautwandel verriete, hat Beck nicht feststellen können, während Henzen bei dem jüngsten Geschlecht zerstreute Ansätze zu einem lautlichen Weitergehen aufweist (S. 78). Volle Anerkennung verdient die Art, wie Beck den geschichtlichen Ursachen der Erscheinungen nachgeht, eine Betrachtungsweise, die bei Henzen eine geringere Rolle spielt. Beck stellt u. a. fest, dass bei dreisilbigen Wörtern mit leichter Mittelsilbe das auslautende *e* im älteren Alemannischen eine stärkere Betonung als nach Hochton oder nach schwerer Mittelsilbe gehabt haben muss; daher blieb es erhalten (S. 104). Den

Wandel der mhd. Endung *-iu* zu heutigem *-i* will B. in eigenartiger Weise erklären: er nimmt an, dass *-iu* diphthongisch geblieben und dann *-ie* abgefallen sei (S. 102). Ich habe dagegen erhebliche Bedenken. B. beruft sich auf das *ie*, „das bair. Maa. für *ie* aufweisen (Schmeller, Maa. Nr. 225)“. B. hat übersehen, dass Schm. a. a. O. vom „Mittelrhein“, d. h. also von pfälzischen Mundarten spricht. Dort heisst es wenigstens heute durchweg *e bravi, saubere* Frau, wie mir Herr Professor Christmann, der Bearbeiter des Pfälzischen Wörterbuchs, freundlichst mitteilt; was zu Franck, Altfränk. Gramm. 208 oben zu vermerken wäre. Ich stehe daher der Schmeller'schen Angabe stark zweifelnd gegenüber. Ebenwenig beweist die scheinbare Parallele von lat. *materia* > *maderi*, *familia* > *famili* (S. 234), denn hier ist *ia* zweisilbig, kein Diphthong.

Bei Henzen waren ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden, wegen der starken Schwankungen, die die Mundart darbot, zumal sie dem Andringen der benachbarten Berner Mundart ausgesetzt war, und in viel höherem Maße als die Markgräfler Mundart der Einwirkung der Schriftsprache offenstand. Man hat den Eindruck: wenn H. seine Arbeit nach zwanzig Jahren wiederholen würde, ergäbe sich bereits ein wesentlich verschiedenes Bild, vielleicht auch von der Sprachgrenze, über deren Werden S. 216 ff. in lehrreichen Darlegungen gehandelt wird. Für Henzens Mundart ist es bezeichnend, dass altes und durch Dehnung entstandenes *e* und *o* sich auch in jungen Fremdwörtern zu Diphthongen entwickeln, mit „bedeutenden sachlichen und generationellen (hübsches Wort!) Verschiedenheiten und individuellen Schwankungen“ (S. 78). Eine weitere Eigenart der Mundart ist die sehr grosse Rolle, die die Rundung der *e*- und *i*-Laute spielt; sie betrifft sogar lange Vokale (*grüf* Handgriff).

Bei der Darstellung des Nasalausfalls vor Spirant hätte man gern noch mehr Beispiele von Ausfall auch „bei erst sekundärer Berührung“ aufgeführt gesehen, angesichts der wichtigen Rolle, die diese Erscheinung als Gegengrund gegen Wredes Ingaewonenhypothese spielt.

Giessen.

O. Behaghel.

August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke. Insel-Verlag, Leipzig. [1926.]

Der unermüdlichen Schlegel-Forschung und gelehrten Schlegel-Kenntnis Josef Körners verdanken wir nun auch diese willkommene Sammlung höchst wichtiger Quellen zur Geschichte der Jenaer Romantik und zur menschlichen wie literarischen Haltung der beiden grossen Klassiker in den geistigen Bewegungen ihres Zeitalters. Aus dem Nachlass des gefallenen Wieneke übernahm Körner ein Manuskript des Textes. Es handelt sich um 157 Briefe, die sämtlich aus den Veröffentlichungen von Böcking, Ulrichs und Schüddekopf bekannt waren. Die Originale sind verglichen, aber mit einem Verzeichnis der Abweichungen der früheren Drucke versehen und glücklichlicherweise diese Ausgabe, die nun zum erstenmal das ganze Material in endgültiger Form darbietet. Den Hauptwert des Buches aber machen Körners Anmerkungen aus, die sein alleiniges Eigentum sind. An Genauigkeit, Vollständigkeit und unaufdringlicher Ueberlegenheit des Wissens wird dieser wichtige, imponierende Kommentar nicht zu übertreffen sein. Besonders interessieren auch Materialien, die

hier zum erstenmal aus einer Handschrift A. W. Schlegels veröffentlicht werden. Der hatte schon ein Druckmanuskript von Goethes und Schillers Briefen an ihn herstellen lassen und dazu einige Erläuterungen aufgezeichnet. Körner hat diese Handschrift im Nachlass L. Tiecks aufgefunden und druckt Schlegels Notizen in den Anmerkungen ab.

Giessen.

K. Viëtor.

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit J. Nadler u. L. Wiese, herausg. v. Günther Müller. Erster Band. Verlag Herder u. Co., Freiburg i. Br. 1926. 161 S. Zweiter Band. 1927. 150 S.

Schriften zur deutschen Literatur. Für die Görres-Gesellschaft, herausg. v. Günther Müller. Bd. 1: Hennig Brinkmann, Die Idee des Lebens in der deutschen Romantik. Verlag Benno Filser, Augsburg 1926. 86 S. Bd. 2: Friedr. Schlegel, Von der Seele. Mit einer Einführung, herausg. v. Günther Müller. Augsburg 1927. LXVIII u. 59 S.

Joseph Görres, Gesammelte Schriften, herausg. im Auftrage der Görres-Gesellschaft v. Wilh. Schellberg. Gilde-Verlag Köln. Bd. 3: Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I (1803-1808), herausg. v. Günther Müller. Köln 1926. XXIV u. 534 S.

Unter den neuesten Bemühungen des katholischen Geistes, sich in der deutschen Wissenschaft stärker zur Geltung zu bringen, ist die Gründung einer literaturwissenschaftlichen Sektion der Görres-Gesellschaft eine wichtige Etappe. Katholische Literaturwissenschaft — das scheint auf den ersten Blick eine fragwürdige Angelegenheit. In der Geschichte unserer Wissenschaft haben Germanisten, deren Katholizismus über den Tauschein hinausreichte, keine führende Rolle gespielt. Worauf die Überlegenheit des protestantischen Geistes hier wie in der modernen Kultur überhaupt beruhte — die Erörterung darüber wäre ein sehr weites Feld und man dürfte kaum hoffen, gerade in unseren kulturpolitisch neu erregten Tagen sie zu klaren Ergebnissen zu führen. Was diese neue „katholische Literaturwissenschaft“ ist, werden ihre Leistungen zu zeigen haben; was sie will, sagt ein Prospekt der Schriftenreihe. Günther Müllers Name, der allen diesen neuen Unternehmungen voransteht, bürgt zum mindesten dafür, dass sie mit Besonnenheit, reifer Sachkenntnis und steter Energie gefördert werden. Sein Programm, das auch für das Jahrbuch gilt, lautet etwa: gerade jetzt, wo ein neues wissenschaftliches Literaturbild geschaffen wird, sei es an der Zeit, daß auch die katholische Wissenschaft sich regt. Sie solle vor allem „unbemerkt Stoffkreise aus neuer Anschauung“ zugänglich machen und so dazu führen, die Kanonisierung bestimmter, einmal geschichtlich verwirklichter ästhetischer Werte zu überwinden. Damit sind wohl die Dichtungen der idealistischen Epoche gemeint, der die in den „Literaturgruppen christlicher Geistesart“ entstandenen entgegengestellt werden. Und als Neuland wird genannt: „das christliche Schrifttum der deutschen Frührenaissance, einschließlich sowohl Mystik als Humanismus, die schon rein zahlenmäßig noch gar nicht übersehbare Barockliteratur, Schaffensgruppen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.“ Gewiß, es gibt solche geschichtlichen Stoffgebiete, die sich dem Verständnis des katholischen Wissenschaftlers leichter und voller erschließen, als dem des Protestanten. Und wenn die neuen Bestrebungen vor allem auf diese Gebiete sich richten, werden sie sehr willkommen sein. Das Programm betont zum Schluss sehr vernünftig, dass die verschiedenen Forschungsrichtungen sich ergänzen müssen. Wenn die katholischen Germanisten Stoffgebiete erschliessen, die bisher vernachlässigt oder übersehen wurden (und die gibt es zweifellos) — Gebiete, die ihnen der Sache nach unmittelbar zugänglich sind, wie sollte man solche Bestrebungen nicht begrüssen? Nur dürfen Geber und Empfänger nie vergessen, dass es sich nicht um konfessionelle Konkurrenz und Absichtlichkeit, sondern nur um getrennte, tendenzfreie Arbeit für die eine gemeinsame Sache der Literaturwissenschaft handeln darf, die zunächst und vor allem der uns alle umschliessenden deutschen Gesamtkultur angehört. Dass jeder sich die allgemeinen Güter auf seine Weise aneigne, dies freilich wird man weder verpönen noch verhindern können.